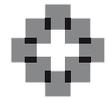


**Bericht des Landesbischofs
zur XII. Tagung der 24. Landessynode
der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers**

30. Mai 2013

(es gilt das gesprochene Wort)



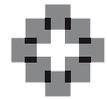
1. Toleranz

1.1. Schuldbekentnis

Das von der EKD im Rahmen der Reformationsdekade vorgeschlagene Jahresthema Reformation und Toleranz erlaubt keinen einfachen Aufschlag. Denn Kirchen und die meisten Religionen sind kein Beispiel gelebter Toleranz. Sie waren oftmals die Institutionen, die mit ihren Wahrheitsansprüchen besonders intolerant waren. Deshalb muss die Toleranzgeschichte der christlichen Religion mit einem Schuldeingeständnis beginnen. Es gab und gibt, oft christlich begründet, unsägliches Unrecht in dieser Welt. Unter Berufung auf die Bibel wurden Andersgläubige verfolgt und ermordet, Menschen anderer Hautfarbe diskriminiert und Frauen von religiöser und gesellschaftlicher Anerkennung ausgeschlossen. An den Kirchen kann man lernen, welche verheerenden Auswirkungen eine massive Intoleranz haben kann. Vielleicht ist auch dieser Hintergrund ursächlich dafür, dass sich alle Landeskirchen bei der Bearbeitung dieses Themas etwas schwerer tun als im Umgang mit Taufe oder Musik.

1.2. Identitätsfalle

Denn wenn wir den Begriff der Toleranz nicht nur als gewohnte Sprachfloskel für unsere alltäglichen Haltungen benutzen, sondern sie tiefer auf unsere Grundhaltungen gegenüber Positionen und Einschätzungen beziehen, dann merken wir schnell, wie wir in einer Falle stecken. Viel zu schnell reichen uns Bezeichnungen über Religion, Herkunft oder Geschlecht, um unsere eigenen spontanen Festlegungen zu testen. Sage mir, welche Religion du hast und ich sage dir, was für ein Mensch du bist. Wir stecken so tief in bestimmten Vorstellungen, dass wir glauben, schon genug über einen Menschen zu wissen, wenn wir hören, dass er Muslim sei. Der Nobelpreisträger Amartya Sen spricht deshalb von einer „Identitätsfalle“. Doch die Identität eines Christen wird ja nicht allein durch seine Religion bestimmt. Wenn ich sage: Er ist ein Christ, dann weiß ich noch lange nicht, wie er den Geboten folgt, nichts über seine Frömmigkeit oder wie er seine Frau behandelt. Manche dagegen glauben, wenn sie sagen: „Du bist ein Moslem“, dann hätten sie schon den ganzen Menschen beschrieben. Oftmals erleben wir selbst, wie wir dieser verhängnisvollen Einstellung immer wieder folgen: „Ach ja, typisch Frau.“ „Na klar, ein Roma.“ Die Vorstellung, der Einzelne bekomme nur durch die Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft oder seiner ethnischen Herkunft oder durch das Geschlecht seine Identität, ist falsch. Doch oft urteilen wir genau in dieser Beschränkung über andere Menschen. Aber je weiter der Blick, je näher wir uns kennenlernen, umso deutlicher wird, aus wie vielen Facetten die eigene Identität zusammengesetzt ist. Da ist man in Familienrollen und Aufgaben, Vater, Mutter, mit oder ohne Geschwister. Jeder hat seine eigene Vita und ist geprägt vom Elternhaus, von der Schule, von Freunden, Umwelt, Kultur. Jeder ist beeinflusst von religiösen Traditionen, bestimmt von politischen Überzeugungen. Facettenreich und farbig setzt sich das Leben zusammen, und die Religion spielt darin zwar eine bindende Rolle, aber längst nicht die einzige.



Doch wenn sich unsere Wahrnehmung anderer Menschen so weitet, dann kommen wir nicht herum, uns selbst zu fragen: Wes Geistes Kind bin ich? Wo suche ich meine Maßstäbe und Beurteilungen? Als Christin, als Christ, als Mann, als Frau, als Deutscher? Als Ehemann, Vater, Pastor, Kirchenvorstandsvorsitzender, Landessynodale? Welche Haltungen prägen mich und bestimmen in wichtigen Punkten mein Leben? Und wie tolerant bin ich?

1.3. Wahrheitsfragen – Wahrheitsgewissheit

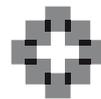
Immer wieder wurde und wird dafür die Ringparabel bemüht, die im 18. Jahrhundert von Gotthold Ephraim Lessing in „Nathan der Weise“ unser Toleranzverständnis geformt hat.

„Vor vielen Jahren lebte ein Mann im Osten, der einen Ring von unschätzbarem Wert besaß. Der Stein war ein Opal, der hundert schöne Farben spielte und hatte die geheime Kraft, beliebt zu machen, wer in dieser Zuversicht ihn trug.“ Diese Ringparabel beschreibt im Bild von drei Ringen die drei Schriftreligionen, Christentum, Judentum und den Islam. Unter diesen drei Ringen, die von einem Vater an seine drei Söhne verteilt werden, nachdem der echte Ring vermutlich verloren ging, soll nun durch eifriges menschliches Tun erwiesen werden, welches die beste Religion sei. Doch reicht dieses Bild, um unsere Wirklichkeit zu beschreiben und als plausibles Modell für die Wahrheitsfrage in der Religion zu dienen? Oder liegt darin nicht vielmehr ein Pathos aufklärerischen Verständnisses, das unsere plurale Wirklichkeit und vor allem unseren Glauben nicht umfassend beschreibt? Lessing hat den Toleranzbegriff im 18. Jahrhundert neu gefasst. Denn zuvor war, wie man in einem Lexikon von 1745 lesen kann, Toleranz „[...] nichts anders, als daß man äusserlich im gemeinen Leben friedlich mit einander umzugehen sucht, einander die Pflichten des Rechts der Natur nicht versaget, und auf den Cantzeln und in denen Schrifften die vorgegebene irrige Meynung mit aller Sanffmuth widerleget, und also einander mit Vernunft und Bescheidenheit eines bessern zu belehren bemühet ist. [...]“¹

Toleranz diene letztlich dem Zweck der Mission. Dass dieses Toleranzverständnis von dem Lessings weit entfernt ist, liegt auf der Hand. Lessing geht es nicht um das einfache „Dulden“, also um ein taktisches Verhalten, sondern um eine erkenntnistheoretische Grundlage der Toleranzforderung. Wie später Goethe schreibt: „Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein; sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.“ (Goethe, „Maximen und Reflexionen“, 151)

Entscheidend für Lessing ist die Überzeugung, dass die absolute Wahrheit für den Menschen nicht fassbar ist. Nur eine Annäherung ist möglich. Die Toleranzforderung wird damit erkenntnistheoretisch durch die Differenz zwischen dem endlichen Wissen der Menschen und der unerreichbaren absoluten Wahrheit begründet. Und für Lessing kommt es darauf an, dass der Mensch sich fortwährend um eine tiefergehende Erkenntnis bemüht.

¹ Eintrag in Zedlers Universal-Lexicon von 1745



Wer sich bereits im Besitz der Wahrheit wähnt, bringt sich selbst um die Möglichkeit einer weiteren Annäherung.

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. (...) Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiel ihm mit Demut in seine Linke, und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“

Für Lessing befindet sich der Andersgläubige nicht notwendig im Irrtum, er ist zu tolerieren wegen des Wahrheitspotenzials oder der Wahrheitstendenz, die ihm zukommt. Die abweichende Meinung wird deshalb von Lessing nicht einfach nur geduldet, sondern die ernsthafte Auseinandersetzung mit ihr wird als notwendig für die eigenen Bemühungen um Erkenntnis angesehen. Die drei Söhne, die von ihrem Vater drei gleich aussehende Ringe erhalten, bekommen von dem Richter den Appell, die Echtheit ihres Ringes durch ihr Verhalten unter Beweis zu stellen.

Reicht diese Vorstellung Lessings für unsere Gegenwart eigentlich aus? Bietet die Ringparabel wirklich ein Modell von Toleranz? Oder wird hier die Frage nach dem Verhältnis von Toleranz und Wahrheit nicht außer Acht gelassen, weil die Wahrheit unerreichbar scheint und damit vom Ertragen einer fremden Wahrheitsüberzeugung keine Rede mehr ist?

Toleranz ist auf eine bestimmbare Wahrheitsgewissheit angewiesen. Sie ist eben immer ein Ja und darin zugleich das Nein und nicht ein großes Vielleicht. Ja zu einer eigenen Position. Ja zu einer überzeugten Haltung, die mir für mein Leben wichtig ist. Und damit eben auch ein Nein zu anderen Haltungen. Ein Nein zu bestimmten Positionen und Vorstellungen, die andere vertreten. Daraus darf kein schnelles Jein werden. Toleranz ist etwas anderes als Gleichgültigkeit. Toleranz hebt die Fremdheit des anderen nicht auf. Sie muss in einer Glaubensgewissheit gründen, um derentwillen der Mitmensch in seiner abweichenden Glaubensweise und Lebenshaltung respektiert wird. Im Dialog und dem Streit um die Wahrheit muss sie sich bewähren. Und der Kern dieser Wahrheit bleibt für uns die Gottesfrage. Sie muss zur Sprache kommen. Man nimmt dem christlichen Bekenntnis nichts von seiner Verbindlichkeit, wenn man den Gedanken einer Absolutheit des Christentums hinter sich lässt. Doch es geht nicht um eine Absolutheit der eigenen Religion, sondern um die Absolutheit Gottes und damit um die Wahrheitsfrage. Von diesem Standpunkt aus setzt sich religiöse Toleranz mit fremden und konkurrierenden Glaubenshaltungen auseinander und sorgt dafür, dass die konkurrierende Überzeugung in angemessener Weise in der Öffentlichkeit präsent sein kann.² Eine Gesellschaft muss so gestaltet sein, dass in ihr die fremde Überzeugung nicht nur hingenommen wird, sondern einen öffentlichen Ort bekommt.

² Vgl. R. Preul, Art. Toleranz IX, RGG (4. Aufl.), Bd. 8, Tübingen 2005, 461-469



1.4. Grenzen

Der Religionswissenschaftler Gustav Mensching hat unterschieden zwischen formaler und inhaltlicher Toleranz: Formale Toleranz ist das Unangetastet lassen fremder Glaubensüberzeugungen im Sinne einer negativen Religionsfreiheit. Inhaltliche Toleranz dagegen ist die „positive Anerkennung fremder Religion als echter und berechtigter religiöser Möglichkeit der Begegnung mit dem Heiligen“³. Echte Toleranz, die das Recht des anderen anerkennt, anders zu denken und zu glauben, ohne dieses Denken inhaltlich anerkennen zu können, führt in den Streit der Wahrheitsgewissheiten. Wo dieser Streit fair geführt wird, dient er dem friedlichen Zusammenleben einer religiös zunehmend inhomogenen Gesellschaft. Das schließt den kritischen Umgang mit problematischen Erscheinungsformen anderer Religionen und auch der eigenen Religion nicht aus. Je mehr man eine solche Offenheit fordert, desto dringender wird auch die Notwendigkeit der Religionskritik, die Paulus schon als „Unterscheidung der Geister“ bezeichnet und gefordert hat.⁴

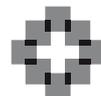
Toleranz ist ein Akt der Freiheit. Sie gibt den Menschen, die miteinander leben – wie fremd sie einander auch sind – einen freien Raum der Verständigung. Toleranz beschreibt einen Lernweg. Auch einen Lernweg der Grenzen der Toleranz. Denn Toleranz kann man nur in Grenzen beschreiben, sie ist in sich nicht grenzenlos. Spätestens die rechtlich gesetzten Grenzen sind die Grenzen der Toleranz. Doch welche Haltungen formulieren wir aus unserem Glauben heraus?

In einem Land wie Deutschland, das in den letzten Jahren immer multireligiöser und multikultureller geworden ist und eine unglaubliche Vielfalt von Haltungen, Sitten und Lebensformen spiegelt, ist die Menschentugend der Toleranz unverzichtbar. Zugleich wird sie auch in den kommunikativen Brücken zwischen den Bereichen der Wirtschaft, Wissenschaft, Technik, Politik und Religion immer wichtiger, weil sich die Wissensbestände so extrem ausweiten und dennoch untereinander so abschließen, dass Toleranz die Bedingung der Möglichkeit bietet, überhaupt in der offenen Gesellschaft noch nach dem Sinn für ein gesellschaftliches Miteinander fragen zu können.

Deshalb lassen Sie mich einige Sätze zur Intoleranz sagen. Also über die Grenzfälle der Toleranz. Intoleranz ist das Immunsystem der Toleranz. Sie schützt das für die moderne Demokratie lebensnotwendige Toleranz-System. Sie tritt in Aktion, wenn die Toleranz attackiert wird oder mit Gewalt gegen andere vorgegangen wird. Ein Christ oder Jude oder Muslim, der mit seiner heiligen Schrift betont, dass Homosexualität oder Abtreibung Sünde sind, ist nicht „intolerant“. Er folgt zunächst lediglich der ethisch-kulturellen Identität seiner Religionsgemeinschaft und befindet sich damit in einer bestimmten Auslegungstradition. Intolerant wird er in dem Moment, wo er Homosexuelle meidet und ihnen die religiöse, die politische und gesellschaftliche Teilhabe streitig macht. Erst ab diesem Moment ist ihm mit Intoleranz zu begegnen.

³ Gustav Mensching, *Toleranz und Wahrheit in den Religionen*, München/Hamburg 1955, 18f. Neuausgabe hg. von Udo Tworuschka, Weimar u.a. 1996

⁴ Vgl. Prof. Dr. Reinhold Bernhardt, *Interreligiöse Toleranz; Vortrag beim Symposium „Reformation und Toleranz – ein Paar par force?“* Brüsseler Büro der Evangelischen Kirche in Deutschland, 7.3.2013



Intoleranz aber ist geboten gegenüber Positionen, die physische und psychische Gewalt zur Ausgrenzung und Verfolgung von Menschen rechtfertigen. Formen des Rassismus, Antisemitismus, der Islamophobie, die Menschen die Teilhabe an unserer politischen Kultur untersagen, verdienen null Toleranz. Intoleranz ist beispielhaft auch gefordert gegenüber einem Salafismus, der die Ausgrenzung gegenüber anderen Religionen als Prinzip erhebt.

Wenn Navid Kermani, ein liberaler Moslem schreibt, für ihn sei Christentum „Götzendienst“, dann ist er nicht „intolerant“. Mit Intoleranz wäre ihm erst dann zu begegnen, wenn er dafür einträte, Christen zu meiden und ihnen die politische und gesellschaftliche Teilhabe streitig zu machen – wie es etwa die meisten Salafisten tun.

Ich will ein zweites Beispiel nennen, welches uns besonders herausfordert. Die Debatte in der Woche vor Pfingsten um die Forschungen mit menschlichen Klonen hat erneut die Frage aufgeworfen: Wo setzen wir dem menschlichen Tun in der Wissenschaft eine Grenze? Hier am Beispiel der wissenschaftlichen Forschungen im breiten Bereich der Biotechnischen Entwicklung, der Stammzellenforschung und Humangenetik. Es gibt eine Erfahrung, die über 50 Jahre alt ist und aus einem anderen Forschungsbereich stammt. Sie wurde geführt, als es um die Anwendung der friedlichen Nutzung der Kernenergie ging. Es war eine radikale Minderheit, die sich gegen eine friedliche Nutzung der Atomenergie damals ausgesprochen hat. Gegen die atomare Bewaffnung allerdings gab es eine relativ starke Fraktion in Europa. Nicht wenige der Wissenschaftler, die dereinst in der Atomforschung gearbeitet hatten, reflektierten sehr skeptisch ihre eigenen Forschungen. Es brauchte die Grunderfahrung einer schrecklichen Gewalttat, des Atombombenabwurfes über Hiroshima und Nagasaki, um eine kritische Betrachtung zu ermöglichen. So erst verstanden Forscher ihr Handeln grundsätzlich kritisch und als eine massive Bedrohung für die Zukunftsfähigkeit der Schöpfung.

Ich will es nicht grundsätzlich an der Alternative von therapeutischem oder reproduktivem Klonen festmachen. Es bleibt völlig unklar, ob auf der Grundlage der vorgelegten Ergebnisse ein Mensch hätte geboren werden können. Deshalb sind diese Ergebnisse mit großer Zurückhaltung zu interpretieren. Doch welche Entwicklungen und Forschungen sollten strikt untersagt werden? Die biotechnische Entwicklung hat mit dem Zugriff des Menschen auf den Menschen einen tiefgreifenden Wandel in der Betrachtung des Lebens bewirkt. Mit dieser Entwicklung hält die ethische Reflexion kaum Schritt. Die Macht der faktischen Entwicklungen in der Manipulation der Lebensgrundlagen, verbunden mit all den großen Erwartungen und Wünschen, sind derart bestimmend, dass es uns kaum noch frei steht, einen sittlichen Orientierungsprozess vor den technologischen und biotechnischen Entwicklungen zu fordern. Wir sind nicht mehr frei, nicht zu wollen, was wir technisch leisten können. In solcher Unfreiheit werden wir uns in Zukunft angesichts der wissenschaftlichen und technologischen Entwicklung immer häufiger sehen. Und wer glaubt, diese Frage sollte ausschließlich im wissenschaftlichen Bereich entschieden werden, muss sich die Rückfrage erlauben: In welcher Wissenschaft denn? Der jeweils eigenen, die diese Forschung betreibt? Wir brauchen nicht nur mediale Aufmerksamkeiten und Statements in diesen Fragen, sondern eine

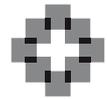


kritische, staatlich sanktionierte Folgenabschätzung für Technologien und Forschungen.

Die Toleranzbemühungen bleiben für uns Christen immer gebunden an die Zukunftsfähigkeit der Schöpfung Gottes und die Würde des Menschen. An Tagen, an denen Martin Kind, der Präsident von Hannover 96, Eintracht Braunschweig sportlich und fair zum Aufstieg in die 1. Bundesliga gratuliert und dafür gemeinsam mit der Eintracht in der AWD-Arena von Ultras mit Plakataufschriften wie „Dem Abschaum zum Aufstieg zu gratulieren ... und Du wunderst Dich, warum wir Dich hassen“ beleidigt wird, geht es um die Menschenwürde. An Tagen, an denen in Paris 150.000 Menschen gegen die rechtliche Gleichstellung homosexueller Paare auf die Straße gehen und es schließlich zu schweren Ausschreitungen mit Verhaftungen von 293 Menschen kommt, geht es um die Menschenwürde. Dass zugleich in Cannes mit „La vie d' Adèle“ die Geschichte zweier liebender Frauen mit der Goldenen Palme für den besten Film ausgezeichnet wurde, mag uns noch mehr anspornen, gegen jede Form von plumper Intoleranz anzutreten für die Bewahrung der Menschenwürde. Sie ist für uns eine Ableitung aus der Schöpfung Gottes, der uns nach seinem Bildnis schuf. Diese Grundwahrheit des Glaubens ist nicht verhandelbar. Daraus werden vermutlich zukünftig die Einsprüche gegen manche Entwicklung im Bereich der Forschungen auch deutlicher formuliert werden. Wenn in jüngeren Veröffentlichungen gerade dieser Menschenwürdebegriff als „metajuristische Pathosformel im Recht“ diskreditiert wird oder von einem „windigen“ Begriff gesprochen wird, der die rationale Diskussion belastet, dann ahnt man nur, dass diese religiöse Ursprünglichkeit der Würde vor Gott eine angefragte, manchmal auch bedrohte Haltung ist. Was einige als eine Bedrohung der „rationalen Debatte“ sehen, ist für uns der Zwischenruf Gottes, der uns warnt, uns allein der menschlichen Rationalität auszuliefern und in der menschlichen Hybris zu landen. Diese Haltung allerdings ist eben mit der Wahrheit in Gott verbunden. Hier geht es nicht um ein Heranschreiten in kleinen Schritten der Moralität, wie es bei den drei Ringen bei Lessing gemeint ist, „es strebe von euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen?! Komme dieser Kraft mit Sanftmut, mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun, mit innigster Ergebenheit in Gott zu Hilfe!“ Es geht nicht um unsere Anstrengung, nach einer Wahrheit zu forschen, sondern darum, eine geglaubte Wahrheit an den Tag zu bringen. Das führt auch zukünftig zu Einsprüchen und Intoleranz. Ich hoffe sehr, dass in den vielen Veranstaltungen, die es mit Vorträgen und Predigten zu diesem Thema in unserer Landeskirche in diesem Jahr noch geben wird, dazu gehört auch eine Predigtreihe der Mitglieder des Bischofsrates, nicht nur von der notwendigen Toleranz, sondern auch mutig von der Intoleranz gesprochen wird.

Doch nun sei es genug mit Toleranz und Intoleranz.

Es gibt, Sie kennen es, ein breites Thementableau, welches sich aus den jeweils vergangenen Monaten ergibt und zu meiner Berichterstattung vor der Landes-synode gehören muss. Der Bischofsbericht ist für mich eine Mischung aus theologischen und/oder zeitkritischen Einschätzungen und einer Art Rechenschaftsbericht über die Lage der Landeskirche, wie sie sich aus dem Blickwinkel des Bischofs darstellt. Dazu möchte ich nun ein paar Ausführungen machen.



Ich beginne mit einer ergänzenden Erklärung zu einem Punkt, der ein Thema der Novembersynode war: der Abendmahlsbeauftragung für Prädikanten und Prädikantinnen.

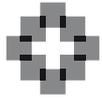
2. Prädikantengesetz

In meinem Bericht vor der Herbstsynode hatte ich angekündigt, dass der Bischofsrat dafür plädiert, in Zukunft Prädikanten und Prädikantinnen mit der Leitung von Abendmahlsfeiern zu beauftragen. Ich hatte gesagt: „In diese Entwicklung hinein hat der Bischofsrat in Abstimmung mit dem Landeskirchenamt und der Lektorenarbeit der Landeskirche für alle Prädikantinnen und Prädikanten in Zukunft generell eine Beauftragung mit dem Recht zur freien Wortverkündigung *und zur Leitung von Abendmahlsfeiern* ausgesprochen.“ Es war eine Ermutigung der Gemeinden zur Feier des Abendmahls, und es erscheint dem Bischofsrat angemessen, in Zukunft keine Einzelfallentscheidungen mehr zu treffen, sondern alle Prädikantinnen und Prädikanten mit der Leitung von Abendmahlsfeiern zu beauftragen.

Wir haben mit dieser Klärung, anders als manche vermuteten, keinen grundsätzlichen Schwenk vollzogen, sondern uns vollumfänglich in dem bewegt, was die VELKD 2006 mit ihrer Ausarbeitung „Ordnungsgemäß berufen“ und 2012 mit der neuen Ordinationsagende für alle ihre Gliedkirchen auf den Weg gebracht hat. Die Entscheidung ist amtstheologisch und ekklesiologisch gut begründet und bewegt sich klar auf dem Boden von CA 7 und 14. Diese Debatten, auch die ökumenischen, sind alle bis 2006 gründlich geführt worden.

„In der ekklesiologischen Grundlegung, die sich als eine Exegese von CA 5, 7 und 14 darstellt, wird skizziert, wie die Lehre vom Amt in der Lehre von der Kirche verwurzelt ist. Gott wirkt durch den Heiligen Geist den Glauben, wo und wann er will (CA 5). Die auf diese Weise bzw. dabei entstehende Kirche entzieht sich unserem Urteil, sie ist verborgen (ecclesia abscondita). Die sichtbare Kirche ist die um das evangeliumsgemäß verkündigte Wort und das stiftungsgemäß verwaltete Sakrament versammelte Gemeinschaft (CA 7), die immer schon menschliches Handeln und Planen voraussetzt. Wortverkündigung und Sakramentsfeier können nur geschehen, wo und wenn Menschen diese vollziehen. Der Auftrag zu Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung ist grundsätzlich der ganzen Kirche und allen Glaubenden übertragen. Öffentlich und geordnet kann er aber nur wahrgenommen werden, wenn bestimmte Personen hierfür von der Kirche als der Gemeinschaft der Glaubenden beauftragt werden – wenn es also ein Amt gibt (CA 14). Insofern – aber eben auch nur insofern – ist das Amt notwendig. Mit der Stiftung von Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung ist der Kirche der Auftrag gegeben, Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung und damit das Verhältnis von Allgemeinem Priestertum und ordinationsgebundenem Amt zu ordnen.“⁵

⁵ Prof. Dr. Klaus Grünwaldt, Ordnungsgemäß berufen – Die neue Studie der VELKD zur Berufung zu Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung nach evangelischem Verständnis, in: Ordinationsverständnis und Ordinationsliturgien. Ökumenische Einblicke; hg. Von Irene Mildenerger, Beiträge zu Liturgie und Spiritualität 18, Leipzig 2007, S. 69-89; hier: S. 71-72



Aus kirchenleitender Verantwortung heraus antwortet der Bischofsrat auf eine Herausforderung, die die Landeskirche heute schon in vielen Gegenden trifft, in denen – wie etwa im Sprengel Hildesheim-Göttingen – Pastoren und Pastorinnen bis zu 7 oder 8 Kirchengebäude gottesdienstlich zu versorgen haben. Eine Entwicklung, die die Landeskirche in absehbarer Zeit auch in anderen Sprengeln treffen wird oder auch heute schon trifft. Wie soll darauf angemessen mit weniger hauptamtlich tätigen Menschen im Verkündigungsdienst reagiert werden?

Die Neufassung des Lektorengesetzes, die der Landessynode vorliegt, hat diese Anregung aufgenommen und den Status des Prädikanten/der Prädikantin entsprechend neu definiert. Wer nach Verabschiedung des Gesetzes eine Prädikantenausbildung beginnt, wird auch für die Abendmahlsfeier theologisch und praktisch-liturgisch ausgebildet. Prädikanten und Prädikantinnen, die heute bereits beauftragt sind, können, wenn sie das wollen, eine gründliche Nachschulung beim Lektorendienst oder in ihrem Sprengel absolvieren.

Auch wenn diese Entscheidung gut begründet und kirchenleitend getroffen wurde, ist sie von mir nicht umfangreich genug kommuniziert worden. Das tut mir leid, dafür bitte ich um Entschuldigung. Erst in der Reaktion auf die bekannt gegebenen Veränderungen habe ich erfahren, wie lang die Geschichte der Verletzungen und Kränkungen in diesem Bereich ist. Es hat durch einige Legislaturperioden eine Streitgeschichte in unserer Landessynode dazu gegeben. Ein hochsensibles Feld. Auch deshalb, wohl weniger mit theologischen Argumenten, sondern aufgrund mangelnder Kommunikation, haben sich der Pastorenausschuss und der Hannoversche Pfarrverein gegen dieses Vorgehen gewehrt.

Ich nehme den Einspruch des Pastorenausschusses und des Pfarrvereins ernst. Das heißt nicht, dass wir unsere Entscheidung, die richtig ist, zurücknehmen werden. Aber ich nehme die Kritik ernst als Indikator für eine Verunsicherung in der Berufungsgewissheit und damit in der Frage: Wie wird das Berufsbild des Pastors oder der Pastorin sich in Zukunft verändern?

Ich höre hinter der Kritik weitergehende Fragen: „Was unterscheidet unsere Ordination von anderen Berufungen bzw. Beauftragungen?“ oder: „Was macht unseren Beruf letztendlich aus? Was ist unser Alleinstellungsmerkmal?“ Darüber ist zu reden. Und es gehört übrigens auch ein schärferer Blick auf das Miteinander der unterschiedlichen Berufsgruppen in unserer Kirche dazu und auch eine faire Einschätzung der Kooperation von Haupt- und Ehrenamt. Mir scheint zunehmend die letztere Frage in der Art, wie wir sie behandeln, eine typisch deutsche Vorgehensweise zu sein. Mich erinnerte der ein oder andere Konflikt, von dem ich hörte, auch daran, dass es aus der Sicht der Ehrenamtlichen keine „unbelastete“ Stelle gibt, die quasi vermittelnd agieren könnte. Es sind alles Hauptamtliche, die dann zur Konfliktlösung herangezogen werden. Ich persönlich habe an anderer Stelle einmal sehr gute Erfahrung mit der Installation von ehrenamtlichen Ombudsleuten gemacht, die in Konfliktfällen in einer „symbolischen“ Anwaltschaft agieren konnten.

Aber um beim Projekt der Prädikantenbeauftragung zu bleiben: Ich habe auf dem Evangelischen Kirchentag auf dem Markt der Möglichkeiten unter anderem den Stand der Lektorinnen und Lektoren des Sprengels Osnabrück besucht.



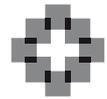
Dort erreichte mich der dringende Appell: Vergesst nun bitte nicht die Lektorenarbeit! Statt in der Vielfalt ein Problem der Konkurrenz zu sehen, möchte ich die Chance nutzen und betonen: Ich glaube, dass die Aus- und Fortbildung im Bereich der ehrenamtlich tätigen Menschen im Verkündigungsdienst unserer Kirche hervorragend ist. Sie wird umfassend nachgefragt und wird als eine gute Hinführung und Begleitung in der Arbeit verstanden.

Zur ersten vertieften Einschätzung dieses Themas habe ich einen Think Tank zusammengerufen, der, ohne jedes Denkverbot, bei einigen Treffen über die Zukunft der kirchlichen Berufsgruppen nachgedacht hat. Es waren erfrischende Diskussionen, in denen wir schnell bei den ganz großen Fragen angelangt waren. Eine intensive Beschäftigung mit diesem Thema wird immer unsere kirchliche Organisation befragen, sie wird Ausbildung und beruflichen Status, Arbeitsschwerpunkte, Begabungen und Kompetenzen bedenken und darüber staunen, in welcher erstaunlich kurzen Zeitphase in der 2000-jährigen Kirchengeschichte wir mit diesem existierenden Modell arbeiten, manchmal in der scheinbaren Gewissheit, es wäre letztgültig. Ich will im Kern schon so viel festhalten: Es wird zukünftig eine noch größere Nähe zwischen den kirchlichen Berufsfeldern geben müssen. Und es wird gewiss zu einer stärkeren Blickrichtung auf die jeweiligen Kompetenzen und Begabungen kommen, die, unabhängig von den Ausbildungen, entscheidende Größen sind für das gemeinsame Leben in einer geistlichen Gemeinschaft. Formen der Gemeindeleitung, der Verkündigung, des diakonischen Engagements laufen auch heute schon vielfach kreuz und quer durch die Berufszugehörigkeit, und das ist gut so!

Schon jetzt gibt es viele Begegnungen zwischen den Berufsgruppen auf dem Weg in die Ausbildung und in der praktischen Arbeit nach dem Ende der Ausbildung. Doch vermutlich wäre es, wie ich von Pastoren und Diakoninnen höre, sinnvoll, wenn es in der Ausbildungsphase zu Beginn in Form eines Studium Generale eine Begegnung geben könnte, die noch einmal mit anderen Berufsgruppenanfängern die je eigene Berufswahl aufruft und debattiert, um auch ein Gespür für die gemeinsame Herausforderung innerhalb der Kirche zu bekommen.

Ich werde diesen Think Tank nun in eine Arbeitsgruppe überführen, in der wir konkreter über die Umbrüche in diesem Feld sprechen werden und sicher auch Vorschläge für die weitere Diskussion formulieren.

Erlauben Sie mir eine Anmerkung in eigener Sache an diesem Punkt zu den Bischofsberichten. Diese Berichte sind kein abgestimmtes Votum mit allen Beteiligten und werden es auch in Zukunft nicht sein. Sie sind eine Berichterstattung und eine theologische Reflexion und Deutung. Darin sollen sie immer auch Anregung, manchmal auch Aufregung bieten. Ich will damit zu einer gut protestantischen Debattenkultur in unserer Kirche beitragen und sie fördern. Für kirchenorganisatorische, nach allen Seiten abgesicherte Allgemeingültigkeiten, so gut kennen Sie mich mittlerweile, stehe ich allerdings nicht zur Verfügung, auch nicht in meinen Berichten.



3. Jugend

Im vergangenen Jahr besuchte ich das Landesjugendcamp und das Landeslager des VCP. Ich besuche in diesem Jahr die evangelischen Schulen und habe mich dafür eingesetzt, dass der Förderpreis der Landeskirche an die Jugend vergeben worden ist. Mehrfach war ich in der Jugendkirche in Hannover und in Jugendgottesdiensten.

Deshalb erlauben Sie mir, dass ich etwas grundsätzlicher einige Sätze zur Relevanz von Jugendarbeit sage. Ich werde gewisslich in den nächsten Synodenberichten jeweils andere Altersgruppen oder Zielgruppen in den Blick nehmen, doch ich beginne mit der Jugend.

Das Aufwachsen in Deutschland verändert sich. Dies gilt insbesondere für die Lebensphase der Jugend. Insbesondere die familiäre Situation, ihr engstes Beziehungsumfeld fordert viele Jugendliche auf neue Weise heraus. Insgesamt sind die Herausforderungen für Jugendliche sehr viel komplexer geworden. Die biografische Orientierungsleistung wächst kontinuierlich an für Jugendliche. Bis heute bietet die evangelische Jugendarbeit „alternative Räume“ neben den institutionalisierten Bildungsangeboten für Jugendliche an und ist ein wesentlicher Bestand zivilgesellschaftlichen Engagements. Als Ort außerschulischer Bildung führt die Jugendarbeit junge Menschen zusammen, eröffnet ihnen Gelegenheiten zu gemeinsamem Leben und Handeln und unterstützt sie in ihrer Persönlichkeitsentwicklung. Sie bietet Orientierungswissen und stärkt Jugendliche in einer Überfülle von Optionen. Zugleich eröffnet sie aber gerade auch dort Optionen, wo die eigene Lebenssituation kaum Möglichkeiten für den gewünschten eigenen Lebensweg eröffnet. Jugendliche brauchen Frei-Räume jenseits von Familie, Schule, Ausbildung, Studium und Erwerbsarbeit. Und gleichzeitig ist Jugendarbeit ein unverzichtbarer Partner in der Erziehung und Bildung junger Menschen.

Für den Überblick über die differenzierten Angebote unserer Landeskirche fehlte bisher verlässliches Zahlenmaterial. Es ist zu begrüßen, dass sich dieses mit einer statistischen Erhebung, die durch das Landesjugendpfarramt in diesem Jahr initiiert wird, zukünftig ändern kann. Dann wissen wir, zumindest auch statistisch, genauer, wovon wir reden.

Gegenwärtig verändern sich die Rahmenbedingungen für die Jugendarbeit. Deshalb steht die Jugendarbeit in bestimmten Punkten „unter Druck.“ Ich nenne vier Herausforderungen, denen sich die kirchliche Jugendarbeit stellen muss, um ihrer zukünftigen Rolle u.a. als außerschulischer Bildungsträger gerecht zu werden:

1. Die demografische Entwicklung führt zu einem quantitativen Rückgang der Zielgruppe und zu einer anderen Platzierung von Jugend im Sozialraum, was sich im Bereich unserer Landeskirche regional stark ausdifferenzieren wird.
2. Der Ausbau von Schulen zu Ganztagschulen im allgemeinbildenden Bereich bringt eine veränderte Zeitgestaltung bei Jugendlichen mit sich.



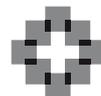
3. Die erweiterten kommerziellen Freizeitangebote stehen häufig in Konkurrenz zur kirchlichen Jugendarbeit.
4. Die Bedeutung der neuen Medien und virtuellen sozialen Kontakte verstärkt sich.

Wie können wir auf solche Veränderungen als Kirche reagieren?

Angesichts dieser für die Jugendphase gravierenden Veränderungen benötigen Jugendliche verlässliche Partner, die es ihnen ermöglichen, ihre Anliegen zu realisieren. Gelingt es uns als Kirche, uns so einzubringen, dass den Jugendlichen sinnvolle und hilfreiche Gestaltungs- und Handlungsspielräume eröffnet werden? Es geht uns um Jugendliche, nicht um den Erhalt einer Institution. Deshalb halte ich auch nichts von der banalen Behauptung: Die Jugend ist unsere Zukunft. Lassen sie uns nicht zuerst fragen, was wir als Institution bieten oder anbieten, sondern was die Jugendlichen wollen und was sie uns anbieten. Mit welchen Bildern stellen sie sich die Welt von morgen vor? Mit welchen Formen der „liquid democracy“ fordern sie unsere Formen von Meinungsbildung und politischem Denken heraus? An welchen Beispielen lernen sie, Verantwortung in der Gesellschaft zu übernehmen? Wie leben sie ihren christlichen Glauben? Wie provozieren sie unsere Organisation und stellen die Kirche in Frage? Wie werden sie fromm, wie leben sie missionarisch, also als fröhliche, zukunfts-gewisse Christenmenschen?

Jugendliche können und sollen Jugendarbeit selbst gestalten und sich selbst vertreten. Sie sind die Experten für ihre Situation. Um das zu fördern, braucht es in der Jugendarbeit entsprechend ausgebildete Pädagoginnen und Pädagogen. Den beruflich Mitarbeitenden in der Jugendarbeit kommt eine besondere Bedeutung zu. Sie sind die „anderen Erwachsenen“, die Vertrauenspersonen im Nahbereich der Jugendlichen, die in den „alternativen Räumen“ Gemeinschaftserfahrungen ermöglichen und Bildungsgelegenheiten schaffen. Es ist ihre Aufgabe, Übergänge ins Erwachsenenalter zu begleiten. Ihre Fachlichkeit garantiert, dass Jugendliche in ihren sehr unterschiedlichen Situationen angemessen begleitet werden können und Sicherheit und Gewissheit für ihren Lebensweg finden. Ich habe faszinierende Beispiele einer solchen Jugendarbeit gesehen. Besonders beeindruckt war ich von den Angeboten, die in der engen Verbindung zur Schule geschahen und damit einen Handlungsraum aufnahmen, der mir aus meiner Erfahrung noch fremd war, in der Schulseelsorge oder mit besonderen Hilfsangeboten.

Ich habe das Netzwerk der Kirchenkreisjugendwartinnen und -warte, die als gut ausgebildete Fachkräfte in den Kirchenkreisen wirken, bei ihrer Tagung im Sachsenhain besucht. Eine ganze Reihe der Mitarbeiterinnen kannte ich aus meinen Kirchenkreisbesuchen. Sie arbeiten als Fachstelle gleichzeitig in Kirchengemeinden und Regionen in der Jugendarbeit. Eine wesentliche Aufgabe aller beruflich Mitarbeitenden ist es, ehrenamtliche Mitarbeitende auszubilden und weiterzuqualifizieren. Gerade die Jugendarbeit lebt von der Verantwortung der Ehrenamtlichen. Für unzählige Jugendliche in unserer Landeskirche beginnt es bereits unmittelbar nach der Konfirmation mit der Konfi-Teamer-Ausbildung oder der JuLeiCa Ausbildung. Ich habe Kirchenkreise besucht, in denen Jugendliche gemeinsam mit „ihrem“ Diakon mir ihr Angebot erzählten, wie sie für 6- bis 24-Jährige ein altersspezifisches Angebot und angemessene Fahrten-



programme anbieten. Angesichts der nahen Sommerferien möchte ich ausdrücklich allen haupt- und ehrenamtlich tätigen Jugendlichen danken, die eine beinahe unüberschaubare Fülle an Jugendfreizeiten für die Sommerwochen in unserer Landeskirche vorbereitet haben. Viele Tausend Jugendliche werden großartige Gemeinschaftserfahrungen und faszinierende Abenteuer zwischen Nordnorwegen und Südfrankreich erleben können.

Wir haben eine ganze Reihe von Entwicklungsfonds für die Zukunft unserer Landeskirche aufgelegt. Dazu gehören der Fördertopf für die Kulturkirchen und die Fortsetzung des Innovationsfonds „Kirche im Aufbruch“. Bei allen Fördermöglichkeiten müsste es eine klare Verabredung geben, dass ein bestimmter Teil der Projektideen innerhalb der Jugendarbeit liegen muss. Wir sollten Förderungen in den Blick nehmen, in denen die Ideen und der Reichtum jugendlicher Kirchenbilder in unserer Landeskirche ankommen.

4. Standortsuchgesetz

Die Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers ist immer wieder mit der Situation in Gorleben im Wendland beschäftigt gewesen. Es gibt – irgendjemand wird es sicher mal erforschen – eine Kontinuität in der Behandlung dieses Themas seit über 30 Jahren in unserer Landeskirche. Vermutlich ist es das am häufigsten genannte politische Thema, mit dem wir uns beschäftigen. Warum? Weil es nicht nur ein politisches Thema ist. In Niedersachsen ist es ein Thema der sozialen Bewegung und des Widerstands, es ist eine Frage der Schöpfungsverantwortung und Technologiefolgenabschätzung, zugleich auch eine Frage nach dem Zusammenhalt einer Gesellschaft. Dieses Thema hat in den vergangenen zwei Jahren eine enorme Dynamik entwickelt. Und nun liegt ein Standortauswahlgesetz vor, welches in einigen Tagen vor den Bundestag kommen soll. Dieses Standortauswahlgesetz markiert ein Stadium, das vor wenigen Jahren völlig unrealistisch zu sein schien. Es nimmt aber zugleich eine Diskussion von vor gut zehn Jahren wieder auf. Es gibt an diesem Standortauswahlgesetz ein paar Punkte, die wir kritisch sehen.

Dass die Standortsuche nach neuesten und international anerkannten Kriterien durchgeführt und auf die nach Stand des Wissens bestmögliche Sicherheitslage angelegt wird, ist für die Landeskirche Hannovers eine Kernforderung. Die Möglichkeit, wissenschaftlich-technisch nicht begründbare Veränderungen an Auswahlkriterien in der Absicht vorzunehmen, standortbezogene Eignungsprognosen aus politischen Erwägungen zu schwächen oder zu stärken, muss durch den Wortlaut des Standortauswahlgesetzes ausgeschlossen werden. Hier wünschen wir uns Veränderungen.

Orientierende Voten einer starken Bürgerbeteiligung mit verfahrensleitendem Charakter fehlen im Gesetzentwurf und schwächen den Selbstanspruch des Gesetzgebers, Partizipation zu eröffnen. Bisher bewegen sich die Grundsätze der Bürgerbeteiligung zwischen „Unterrichtung“, „Gelegenheit zur Stellungnahme“ und „Dialogorientierung des Prozesses“. Im Hinblick auf die durch Beschlüsse der Landessynode erwartete „Bürgerbeteiligung auf breiter Basis“ nimmt sich dieses Beteiligungs- und Verfahrensdesign zu unscharf und unkonkret aus.



Dialogorientierung ist noch kein Dialog! Doch hier liegt auch weiterhin unsere Verantwortung als Kirche in der Mitgestaltung dieses Dialogs: vor Ort, in Niedersachsen und als EKD in der einzurichtenden Enquete-Kommission.

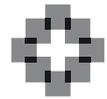
Dieses Gesetz ist ein Gesetz, welches durch Bundestag und Bundesrat gehen muss. Es könnte ein Gesetz sein, das ein Verfahren in Deutschland für viele Jahre oder Jahrzehnte festlegt. Dieses Projekt ist keine Landespolitik, sondern muss in ganz Deutschland diskutiert werden, auch weil zwingend notwendig ist, dass sich weitere Bundesländer erklären, ob sie für eine Standortauswahl zur Verfügung stehen. Deshalb habe ich mich in den vergangenen Tagen schriftlich an alle Leitenden Geistlichen der Mitgliedskirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland gewandt und sie gebeten: „Nehmen Sie dieses Thema auf und rufen Sie Ihre Mitglieder, aber auch die Landespolitik heraus, in dieser Frage national und nicht begrenzt föderal zu denken. Wir stehen an einem wichtigen Entscheidungspunkt, der auch kirchlich nicht nur von einer Landeskirche, sondern von der gesamten EKD als Auftrag verstanden werden muss. Ich bitte Sie um Ihre öffentliche Stimme in Ihrer Landeskirche für dieses Thema.“

5. Diakonie – Verdi

Die Diakonie in Niedersachsen hat nach einem Stillstand von fast drei Jahren mit der Gewerkschaft ver.di und dem Marburger Bund eine Verständigung über die Lohnerhöhung für die Jahre 2013 und 2014 erreicht. Ich begrüße diese Einigung, die hoffentlich in den kommenden Monaten zu einer größeren, gemeinsamen Verantwortung für den Bereich Soziales führen wird. Das Ergebnis ist ein wichtiger Schritt auf dem Weg, kirchengemäße Tarifverträge auszuhandeln, um schließlich als Ziel einen Flächentarifvertrag Soziales für Niedersachsen zu erhalten. Es ist Neuland, was in der Diakonie für unsere Landeskirche damit betreten werden wird.

Dennoch ist es eine Veränderung, die mit dem Urteil des Bundesarbeitsgerichtes vom November im letzten Jahr gut vereinbar ist und die Möglichkeiten, die im Rahmen des Dritten Weges geboten werden, in ähnlicher Weise nutzt, wie sie in der ehemaligen Nordelbischen Kirche und in der Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz ausgeführt worden sind. Die aktuellen Verträge sollen das bisherige Verfahren ersetzen, Tarife in kircheninternen Kommissionen auszuhandeln.

Dieser Weg ist ein niedersächsischer Weg und wird in der Konföderation verfolgt. Wir bewegen uns damit gleichzeitig innerhalb des von der EKD abgestimmten Rahmens. Wir werden in diesem Weg kritisch begleitet von der EKD und anderen Landeskirchen, in denen die Situation des Dritten Weges stabil und unangefochten ist. Die Lage innerhalb Niedersachsens ließ allerdings kein weiteres Abwarten mehr zu. Wir mussten für die Mitarbeitenden und für die Zukunft unserer diakonischen Einrichtungen und insgesamt für unseren diakonischen Auftrag an den Menschen, denen wir dienen, handeln.



6. Halleluja

Markt der Möglichkeiten

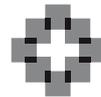
Für mich gehört diese Begegnung auf dem Evangelischen Kirchentag schon zur Tradition. An einem Vormittag besuche ich auf dem Markt der Möglichkeiten möglichst alle Einrichtungen unserer Landeskirchen, die dort mit einem Stand vertreten sind. Fast 30 sind es in diesem Jahr gewesen. Vom Haus der Religionen bis zum Geistlichen Rüstzentrum Krelingen, von der AG Plattdütsch in de Kaark bis zu den Pilgerwegen Loccum-Volkenroda, vom ELM bis zum LVH. Jeder, der einmal auf einer Messe gestanden hat, weiß, wie anstrengend dieser Dienst sein kann. Ich habe viele hoch motivierte, fröhliche Mitarbeiter getroffen, die von ihren Angeboten erzählten, kreative Messestände errichtet hatten und originelle Einfälle zeigten, wie man Menschen an den Stand locken kann. Es war ein vielfältiges, hoch kompetentes Zeugnis der Arbeit unserer Kirche in Hamburg auf dem Kirchentag. Ich bin stolz darauf. Allen, die dort ihren Dienst taten, allen Haupt- und Ehrenamtlichen in fensterlosen Messehallen und mit dem hohen Geräuschpegel der vorbeirauschenden, dauerplaudernden Menschenmenge, danke ich herzlich. Und ich freue mich auf ein Wiedersehen spätestens in Stuttgart.

Äbtissinnen

Dieser Termin steht schon alljährlich am Jahresbeginn fest, auch wenn er erst 12 Monate später stattfindet. Und er hat im Termineintrag als einziger einen Hinweis zur bischöflichen Bewirtung: Es ist der Äbtissinnentee. Einmal im Jahr zur Adventszeit lade ich zu Tee, Kaffee und Stollen alle Äbtissinnen der evangelischen Klöster und Stifte der Klosterkammer ein. In diesem Jahr zudem beginne ich die Besuche aller Klöster, jeweils mit mehreren Stunden, um direkt vor Ort von der Arbeit der Äbtissinnen und der Konventualinnen zu erfahren. Es sind besondere Besuche. Ich bin nicht nur fasziniert von dem Schatz der Gebäude, von der inspirierenden Geschichte und den aufbewahrten Kostbarkeiten, sondern vor allem von den Äbtissinnen selbst. Hochkompetent wird das Management dieser kleinen mittelständischen Unternehmen erledigt. Zugleich aber wird in besonderer Weise auch der soziale und geistliche Zusammenhalt einer kleinen Gemeinschaft der Konventualinnen gepflegt. Diese Klöster haben nicht nur eine besondere Geschichte hinter sich, sie haben, unter und mit diesen Äbtissinnen auch eine gute Zukunft vor sich. Ich fühle mich den Klöstern in besonderer Weise verbunden, weil sie geistliche Zentren durch alle Jahrhunderte in unserer Landeskirche gewesen sind und diese Tradition glaubwürdig bis heute pflegen. Ich danke den Konventualinnen, aber vor allem den Äbtissinnen, die diese Klöster beleben.

850 Jahre Kloster Loccum

Lassen Sie mich zunächst ein paar Sätze zu einer für mich pastoral, geistlich und kirchenleitend neuen Erfahrung sagen: zur Bedeutung von Konventen. Der Konvent des Klosters Loccum verbindet in seiner Tradition zweierlei: geistliche Leitung eines Hauses, in dem die zukünftigen Pfarrerrinnen und Pfarrer ausgebildet werden und – deshalb und damit verbunden – hohe Repräsentanz leitender Geistlicher der Landeskirche. Der Konvent hat klar entschieden, dass das Predigerseminar in alleiniger Verantwortung der Landeskirche steht.



Die traditionelle, in der Ordnung des Konvents fixierte Mitgliedschaft des Landesbischofs ist Ausdruck der doppelten, für die Landeskirche hohen symbolischen Bedeutung. Auf der Symbol- und Repräsentanzebene hat es eminente theologische Aussagekraft, wie der Konvent zusammengesetzt ist und was durch ihn abgebildet wird. Ich glaube, wir müssen den notwendigen Schritt gehen und an diesem Ort theologisches Tun, theologische Leitung und evangelische geistliche Gemeinschaft von Männern und Frauen neu befragen. Deshalb wünsche ich mir sehr, so wie ich es bei der Predigt vor den evangelischen Zisterziensenerben im April schon gesagt habe, dass der Konvent erneut über die Aufnahme von Frauen in diese geistliche Gemeinschaft nachdenkt.

Denn dieses Kloster steht für unsere Landeskirche in diesem Jahr mehrfach im Mittelpunkt. Es ist das Kloster mit der prägendsten Geschichte für unsere Landeskirche und Ausbildungsstätte für Vikarinnen und Vikare aus bald ganz Niedersachsen und Bremen. Vielfach war die Entwicklung dieses Ortes mit der Geschichte unserer Landeskirche bisher verbunden. Wir haben davon gestern gehört. In diesem Jahr wird mit großem Aufwand und zahllosen faszinierenden Veranstaltungen das 850. Jahr der Gründung dieses Zisterzienserklosters begangen. Es gibt viele, die an dieser Planung mitgewirkt haben, aber es gibt nur einen, der in außerordentlicher Weise diese Planung seit vielen Jahren vorangebracht und koordiniert hat, das ist Abt Horst Hirschler. Ohne seine Nähe zu diesem Ort, die er seit fast einem halben Jahrhundert pflegt und lebt, würde es ein solches Jubiläumsjahr nicht geben. Das Kloster Loccum mit der wieder eröffneten Klosterkirche ist eine geistliche Zelle des Christentums in Niedersachsen. Dieses Erbe wird neu und öffentlichkeitswirksam aufgerufen in diesem Jubiläum mit dem besonderen Engagement von Abt Hirschler, seiner Leidenschaft und seiner Überzeugungskraft. Ich danke Ihnen für diesen außergewöhnlichen Dienst.